



Stefanie Zesewitz

# Donauenebel

Historischer Roman

Querverlag

Bezirksamtes in der Hermannsgasse trat, erfasste sie ein ungemütlich feuchter Windstoß. Es war bereits sehr kalt. Sie zog den grauen Schal fester und schob ihn bis zur Nase hoch. Die Kathi hatte ihn für sie gestrickt. Theo dachte an die kurvige Gattin des Wirts in Ottakring, die sie schon seit einem Jahr kannte und die eine der wenigen war, die wusste, warum der von den Mädchen umschwärmte Theo so zurückhaltend war, und es nie ausnutzte, dass er beim schönen Geschlecht einen solchen Stein im Brett hatte. Kathis Mann war selbst sein bester Kunde und verdankte es nur seiner zupackenden Frau, dass seine Wirtschaft nicht längst den Bach hinuntergegangen war. Sie war um einiges jünger als er und nahm es mit der ehelichen Treue nicht so genau, da der unmäßige Genuss des eigenen Rebensafts ihrem Ehemann nicht nur eine unschöne

Säufernase eingebracht, sondern ihn auch in puncto eheliche Verpflichtungen weitestgehend außer Gefecht gesetzt hatte.

Auf den hübschen Theo hatte sie schon ein Auge geworfen, als er das erste Mal ihre Wirtschaft betreten hatte. Er war groß, aber im Gegensatz zu den meisten Jungen seines Alters eher feingliedrig. Er hatte rotbraunes Haar, die helle Haut, die oft mit solchem Haar in Erscheinung tritt, und seine Augen hatten eine fast hypnotische Wirkung auf Kathi, denn eins war blau und das andere schillerte in einem kräftigen Grün. Als sie sich dann endlich in einer dunklen Ecke des Gartens geküsst hatten, war es um Kathis Fassung geschehen. Mit hochgeschobenem Rock war sie auf Theos Schoß gelandet, und als sich bei ihm so gar nichts rührte, griff sie beherzt zu und ließ sich nicht abwehren. So war sie schließlich hinter Theos Geheimnis

gekommen und hatte trotz einer gewissen Enttäuschung herzlich lachen müssen. Sie hatte kaum glauben können, dass sie auf ein Mädchen hereingefallen war. Wenig später erhörte sie zwar die Gunstbezeugungen eines anderen Burschen, blieb Theo jedoch zugetan und fing stattdessen an, sie zu bemuttern.

Kathis Schal rettete Theo zwar vor der Kälte des Wintertages, aber nicht vor der Sorge, was wohl geschehen würde, wenn der Huber Post vom Militär bekam. Was ging die überhaupt an, wo und was sie arbeitete?

In Wien genossen Bestatter traditionell ein beachtliches Ansehen. Schließlich musste jeder irgendwann ihre Dienste in Anspruch nehmen. Ein umfängliches Leichenbegängnis, das dem Dahingeschiedenen zu wahrer Ehre gereichte, konnte eine Familie in den finanziellen Ruin treiben, aber beim Abschied aus dem Diesseits ließ man sich besser nicht

lumpen, denn das hätte, schlimmer als das Geld, den Ruf gekostet, und das Ansehen der Familie und des Toten wäre für immer dahin.

Theo seufzte. Ihr eigener Ruf war vermutlich auch hinüber, allerdings ohne dass sie etwas getan hätte, um dies zu verschulden. Mit diesem Verlust hätte sie noch leben können, aber was sollte sie nur machen, wenn sie ihre Arbeit verlor? In ihren Zorn über die Ungerechtigkeit mischte sich leise Verzweiflung. Aber es war müßig, sich darüber bereits jetzt den Kopf zu zerbrechen. Am nächsten Tag war Sonntag, und es gab keine Post, und man sollte annehmen, das Kriegsministerium hatte jetzt während der Mobilmachung deutlich Dringenderes zu tun, als Theos Existenz zu zerstören. Mit etwas Glück würde es also einige Tage dauern, bis der Huber Post bekam. Ob sie vielleicht versuchen sollte, vorher mit ihm zu

sprechen? Aber wie sollte sie ihm ihre Lage erklären? Wie ihm verständlich machen, dass sie zeit ihres Lebens wie ein Junge behandelt worden war und die Ergreifung eines Berufes nach der wenig ehrenvollen Emeritierung ihres Vaters die einzig logische Konsequenz?

Wie die meisten Frauen hatte ihre Mutter sich einen Sohn gewünscht, als sie im fortgeschrittenen Alter von neununddreißig Jahren erstmals schwanger geworden war, nachdem sie und ihr Mann die Hoffnung auf Nachwuchs längst aufgegeben hatten. Als dann die kleine Theodora geboren wurde, hätten andere Frauen sich mit der Tatsache abfinden müssen, eine Tochter zu haben, die sie fortan nach Kräften erzogen und geformt hätten. Nicht so Elisabeth Brunner. Sie erkannte nicht an, dass sie ein Mädchen geboren hatte, bei dieser letzten, einzigen Möglichkeit, Mutter zu werden, und sprach